

## Nachrufe

Hans-Georg Beck  
18.2.1910 – 25.5.1999



Am 25. Mai 1999 starb in Unterfinning (Oberbayern) Hans-Georg Beck, emerit. o. Professor der byzantinischen und neugriechischen Philologie an der Universität München, seit 1962 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Mitglied zahlreicher anderer Akademien und gelehrter Körperschaften, in seinem 90. Lebensjahr. Er wurde am 18. Februar 1910 in Reichenhall (Ortsteil Schneizlreuth) geboren, besuchte von 1920 bis 1925 das humanistische Gymnasium in Scheyern, von 1925 bis 1929 das humanistische Gymnasium in Ettal und studierte dann ab dem Sommersemester 1930 an der Universität München Philosophie bei Josef Geysler, Dietrich von Hildebrand und Kurt Huber, im Studienjahr 1930/1931 scholastische Theologie in Rom und anschließend, vom Wintersemester 1931/1932 bis zum Wintersemester 1936/1937, wieder an der Universität München katholische Theologie, Byzantinistik und klassische Philologie, vor allem bei Martin Grabmann, Eduard Eichmann, Georg Pfeilschifter, Franz Dölger, Eduard Schwartz und Rudolf Pfeiffer. Am 21. November 1936 promovierte er mit der Arbeit „Vorsehung und Vorherbestimmung in der theologischen Literatur der Byzantiner“ (unter Becks Ordensnamen – P. Hildebrand Beck O. S. B. – im Druck erschienen 1937 als 114. Band der vom Pontificio Istituto Orientale zu Rom herausgegebenen Reihe der „Orientalia Christiana Analecta“) an der Universität München zum Dr. theol., 1949 habilitierte er sich an der philosophischen Fakultät der Universität München für byzantinische und neugriechische Philologie mit der Studie „Theodoros Metochites. Die Krise des byzantinischen Weltbildes im 14. Jahrhundert“ (gedruckt München 1952) und übernahm – nachdem er 1956 zum außerplanmäßigen Professor ernannt worden

war – im Jahre 1959 den Lehrstuhl seines Faches an der Universität München als Nachfolger Franz Dölgers. Im Jahre 1975 wurde Beck nach Erreichung der Altersgrenze emeritiert.

Es liegt auf der Hand, dass sich die ebenso vielschichtige wie außergewöhnliche Persönlichkeit Hans-Georg Becks nicht in derartig trockenen biographischen Angaben – die im übrigen in ihrem Aufbau und in ihrer Wortwahl weitgehend ein Plagiat jenes Nachrufs auf Franz Dölger sind, den Beck 1969 im „Jahrbuch“ der Bayerischen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht hat – erfassen lässt: Um Hans-Georg Beck, sowohl dem Gelehrten wie auch dem Menschen, gerecht zu werden, bedarf es weitaus mehr – doch hat Beck selbst, nicht nur auf Grund seiner „ironischen“, aber tiefen Distanz zu äußerlichen Ehren, Auszeichnungen und Karrierestufen, eine derartige, dem *ἐπιτάφιος λόγος* vom literarischen Genus her vorgeschriebene Aufgabe nicht gerade leicht gemacht: Selbst das Auffinden all jener Details, die gemeinhin zu einem *curriculum academicum* gehören, bedarf einigen Spürsinn (die Angaben zu Hans-Georg Beck in der 1996 erschienenen Auflage des „Kürschner“ etwa nehmen gezählte vier Zeilen ein, während weitaus weniger bedeutenden Trägern des Namens Beck dort halbe Spalten gewidmet sind). Einige dieser „Äußerlichkeiten“ seien hier auf die Gefahr hin, weder Vollständigkeit zu erreichen noch den Intentionen des Verstorbenen gerecht zu werden, aufgezählt: Beck war korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (1966), der British Academy (1977), der Académie Royale de Belgique (1977) und der Accademia Pontaniana (Neapel) bzw. auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Athen (1975) und der American Philosophical Society (1988), er war Träger des Großen Bundesverdienstkreuzes (1981) und des Bayerischen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst (1988), und er war 1962/1963 Dekan der damals noch ungeteilten philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1965 bis 1968 Vizepräsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft für den Bereich der Geisteswissenschaften, 1968 Mitglied des Wissenschaftsrates der Bundesregierung bzw. von 1970 bis 1984 Präsident des Deutschen Studienentrums in Venedig.

Ein von Beck gerne verwendetes Augustinus-Zitat lautet: *nosse amantis est* (das Beck sodann in ein *amare noscentis est* „variierte“); und man wird wohl nicht in der Lage sein zu behaupten, aus diesen ergänzenden banalen Notizen zum äußeren Lebensablauf Becks eine tiefergehende Kenntnis seiner Person erhalten zu können. Über vieles (und wohl Wichtigeres) breitet sich eine Art Schleier, den Beck selbst nur höchst sporadisch und andeutungsweise gelüftet hat, etwa dann,

wenn er sich an seine enthusiastische Jugendfreundschaft mit François Masai während der Studienzeit in Rom oder an die betörende Stimmung einer Osternachtliturgie nach byzantinischem Ritus in einer kleinen römischen Kirche in der Nähe von Santa Maria Maggiore im Jahre 1931 erinnert – doch nach Hinweisen auf Becks Eintritt in das Benediktinerkloster Scheyern (1929), auf seinen Austritt aus dem Orden (1944) oder auf seine Tätigkeit als Verlagslektor in den schweren Nachkriegsjahren sucht man vergeblich; und man muss die Dedikationen in Becks Publikationen schon sehr genau gelesen haben, um aus einem *iterum atque iterum* die wahre Sprache seines Herzens herauszuhören.

Nicht viel leichter ist eine Gesamtwürdigung von Becks eindrucksvoller wissenschaftlicher Leistung auf dem Gebiete der Byzantinistik – Beck selbst hat einem diese Aufgabe durch seinen „Abschied von Byzanz“ (1990) sehr schwer gemacht, wenn er („von der Brüchigkeit der Wissenschaft noch nicht voll überzeugt, aber eingeschüchtert und mit immer schlechterem Gewissen“), auf sein (Euvre zurückblickend, sein monumentales Handbuch „Kirche und theologische Literatur im byzantinischen Reich“ (1959), sein „Brandopfer“, als „aufgelassenen Steinbruch“, als „allzu langsam verrottenden Wälzer“ bewertet, in dem er sich nicht mehr wiederfinden könne; nun, eine gewiss nicht geringe Anzahl von Byzantinisten wäre mehr als stolz, wenn sie nur ein kleines Häufchen von emsig zusammengetragenen (sorgfältig polierten...) Kieselsteinen neben diesen gewaltigen Beck'schen „Steinbruch“ stellen könnte (um sich in dieser *parvula moles* stets von neuem bestätigt zu finden...); und Beck selbst hat seinen „Abschied“ glücklicherweise nicht ganz wörtlich genommen und danach (1993) noch sein magistrales, in mancher Hinsicht vielleicht auch als sein persönliches „Credo“ zu bezeichnendes Buch „Vom Umgang mit Ketzern. Der Glaube der kleinen Leute und die Macht der Theologen“ veröffentlicht, das man gerne als abgeklärte und zusammenfassende Alterssicht eines Beck immer wieder beschäftigenden Themas bezeichnen würde, wenn man dabei nicht wieder Becks spöttisches Zitat aus Gottfried Benn von den „alten Seelen mit dem stimmungsvollen Gemüt“ im Ohr hätte (und dabei vor dem Problem steht, wie weit eine Ironie gehen kann, die sich selbst – spielerisch? – immer wieder von neuem in Frage stellt, bis sie – auch das sind Zitate aus Becks „Abschied“ – „darüber vereinsamt“, sich „allein gelassen“ fühlt, auch wenn sie dies „mit viel Gerede zu überspielen sucht“ und wobei ihr „auch noch so viele Akademien nicht helfen“).

Ein gewiss nicht zu unterschätzender Aspekt in Becks wissenschaftlichem Wirken ist sein fortgesetztes, verschiedene Stadien durchlaufen-

des Ringen um die „Liebe zu den Byzantinern“ – ein Titel, unter dem Beck, gewiss nicht zufällig, zwei inhaltlich teilweise differierende Aufsätze publizierte. Anlass zu dieser „Grundsatzdiskussion“ könnte eine (wieder von Beck selbst zitierte, Beck „hinterbrachte“) Bemerkung seines Vorgängers Franz Dölger gewesen sein, der vor Kollegen skeptisch geäußert haben soll: „Dieser Beck“ (man beachte die Verwendung des Demonstrativpronomens!) „scheint die Byzantiner gern zu haben“ – ein Dictum, das möglicherweise wie ein mit einem Widerhaken versehener Stachel in Becks empfindsamem Inneren gesessen und dort (neben den „Verletzungen“ der „Klausur“ der Arbeit an der „Theologischen Literatur“) seine Narben hinterlassen haben dürfte (ein „Harmloser, der gegen jeden Angriff des Gefühls imprägniert wie eine Regenhaut am Bügel hängt und in sein psychologisch analysiertes Glück gähnt“, war Beck nie). Für Beck wurde schließlich aus der „Liebe zu den Byzantinern“ in „zärtlicher Ironie“ – man stößt von neuem auf dieses Schlüsselwort – ein „Lob der Dekadenz“, einer Dekadenz, die sich freilich, im Gegensatz zur Klassik, nie ihrer selbst sicher ist („Der Dekadente kann leider auch immer anders und ist kaum festzulegen“). In letzter Konsequenz fühlte sich Beck auf dem von ihm beschrittenen Weg als „illoyaler Entmythologisierung“, ja als „Ikono-klast“ abgestempelt.

Doch genug des Zitierens aus Becks „programmatischem Schriftgut“ – daraus würde sich bei aller Authentizität doch kein gültiges Bild von der byzantinistischen Leistung Becks ergeben. Auch wenn dieser die folgenden Ausführungen aller Wahrscheinlichkeit nach sofort wieder spöttisch relativiert hätte: Hans-Georg Beck hat die hohen und besten Traditionen der „Münchener byzantinistischen Schule“, die auf die älteste Lehrkanzel dieses Faches im deutschen Sprachraum zurückblicken kann, in vollendeter Weise fortgesetzt; einen Vergleich mit Karl Krumbacher, dem Begründer dieser Schule und der byzantinistischen Traditionen an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, braucht Beck in keiner Weise zu scheuen. Was seine Forschungen vor allem auszeichnet, ist sein ungemein empfindsam ausgebildetes Sensorium für die hohlen, die falschen, die übertriebenen Töne. Gewiss – man kann dies auch als „Entmythologisierung“ bezeichnen, doch kaum ein anderer Byzantinist des 20. Jahrhunderts hat es besser als Hans-Georg Beck verstanden, zwischen „Ideen und Realitäten“ in Byzanz zu unterscheiden, den Produkten der byzantinischen Rhetorik in feinsinniger Analyse ihren richtigen Stellenwert zuzuweisen, das Spannungsfeld der byzantinischen Verfassungsgeschichte (im Zusammen- und Wechselspiel von „Senat und Volk von Konstantinopel“) zu erfassen oder das Staats-

denken der Byzantiner zu analysieren und auf diese Weise zu einem differenzierten Bild der „oströmischen Kaiser- und Reichsidee“ zu gelangen (wobei wohl jeder Versuch eines Vergleiches zwischen Becks einschlägigen Studien und der soeben andeutungsweise zitierten Monographie aus der Feder des Dölger-Schülers Otto Treitinger in einer unter diesen Aspekten noch zu schreibenden „Wissenschaftsgeschichte des Seminars für byzantinische und neugriechische Philologie an der Universität München“ enden müsste). – Der bereits genannte „Steinbruch“ der „Theologischen Literatur der Byzantiner“ wird auch noch für mindestens weitere fünfzig Jahre eine *pièce de résistance* bleiben (ein Steinbruch, in dem sich bestenfalls das eine oder andere Steinchen an anderer Stelle besser einordnen lässt), und daneben steht und besteht weiterhin Becks „Geschichte der byzantinischen Volksliteratur“ (1971), die wegweisende Bestandsaufnahme einer Literatur, die Beck besonders am Herzen lag. Und um die Trias von Becks großen Würfeln vollständig zu machen: sein „Byzantinisches Jahrtausend“ (1978, 21994), mit dem er weder eine systematische Einführung in die Byzantinistik noch eine Gesamtdarstellung des Phänomens Byzanz beabsichtigte, sondern eindringlich davor warnen wollte, in der Byzantinistik ausgetretene Pfade (von der Pracht des höfischen Zeremoniells bis zum Salto mortale der politischen „Metaphysik“) noch breiter zu treten – ein Versuch, von dem er sich im Rückblick angesichts einer großen Zahl eher oberflächlicher Rezensionen dieses Buches zu fragen begann, ob seine Warnungen nun wirklich auf fruchtbaren Boden gefallen seien.

Wie auch immer: Ohne den geringsten Zweifel auch äußerlich in höchstem Maße erfolgreich war Becks großer Einsatz für die „Byzantinische Zeitschrift“, zunächst als Mitherausgeber neben Franz Dölger, dann (1964 bis 1977) als hauptverantwortlicher Herausgeber (zusammen mit Friedrich Wilhelm Deichmann und Herbert Hunger): Nicht zuletzt dank Becks Engagement konnte die „Byzantinische Zeitschrift“ ihren Rang als führendes internationales Fachorgan behaupten und ausbauen; Becks ebenso sachkundige wie kritische bibliographische Notizen stellten (und stellen noch heute) einen unentbehrlichen Wegweiser durch die immer mehr anschwellende Flut der Fachliteratur der sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts dar – und in manchen seiner Annotationen sagte Beck weitaus Wesentlicheres aus, als in den von ihm angezeigten Beiträgen zu lesen ist. Mehr als nachdenklich wird man freilich, wenn man sich vor Augen hält, dass Beck schon vor rund 25 Jahren darauf hinwies, dass die bibliographische Abteilung der „Byzantinischen Zeitschrift“ unter seiner Herausgeber-

schaft angesichts des „Fleißes“ der internationalen Byzantinisten von jährlich rund 200 Seiten auf jährlich rund 300 Seiten anwuchs, eine Entwicklung, der Beck mit guten Gründen mehr als skeptisch gegenüberstand. Was würde Beck heute angesichts des Umstandes sagen, dass sich der Seitenumfang der bibliographischen Notizen in der „Byzantinischen Zeitschrift“ seither nahezu verdoppelt hat? Die von ihm im Jahre 1977 in seinem schmalen Bändchen „Byzantinistik heute“ geäußerte Kritik an einem derartig unbedachten Fleiß der Publizierenden, an diesem Drang zum (trostlosen) „publish or perish“, bei dem die methodische Schärfe zu oft zu kurz kommt, trifft heute mehr denn je zu, zumal jene strengen Kontrollinstanzen, wie sie etwa einst Anzeigen aus der Feder Becks darstellten, in der heutigen Byzantinistik immer seltener werden – und der Wunsch des Autors dieses Nachrufs, dass Becks „Byzantinistik heute“ auch im neuen Jahrtausend zur Pflichtlektüre jedes Studienanfängers des Faches Byzantinistik gehören sollte, wird wohl kaum in Erfüllung gehen.

Für die „Nachgeborenen“ ungemein eindrucksvoll bleiben auch Becks Leistungen als Philologe, weniger als Editor (er bewahrte sich immer eine kritisch-skeptische Distanz zu dem „Scharfsinn“ eines *apparatus fontium*), sondern vor allem als Übersetzer: Seit der bereits im Jahre 1956 unter dem treffenden Titel „Vademecum des byzantinischen Aristokraten“ erschienenen deutschen Übertragung des sogenannten „Strategikon“ des Kekaumenos wandte er sich immer wieder mit großer Sorgfalt und echter Hingabe der Übersetzung byzantinischer Texte ins Deutsche zu, teils in der Form von umfangreichen Appendices zu seinen verschiedenen Monographien, teils in der Form von selbständigen Publikationen, etwa in seinem „Byzantinischen Lesebuch“ (1982): faszinierend seine Fähigkeit, die Byzantiner selbst in einer Weise sprechen zu lassen, die gleichzeitig dem griechischen Original voll gerecht wird und doch einen im Deutschen hervorragend lesbaren Text ergibt, der nichts von dem eigenartigen „Flair“ der jeweiligen griechischen Vorlage verloren hat, ob es sich dabei nun um rhetorisch bis ins letzte Detail ausgefeilte Texte oder um byzantinische „Alltagslektüre“ handelt, die Beck immer am Herzen lag (vom „Pfarrer im Schlaf“ oder der „verrückten Nonne“ bis zur „reuigen Hure“, vom „idealen jungen Mann“ bis zum „Langhaarigen“). Eine „edukatorische Tendenz“ ist dabei sicherlich vorhanden, doch wird sie nie aufdringlich oder gar schulmeisterlich – der Versuch, Byzanz, seine Geschichte, seine Literatur, sein buntes Leben, auch in jenen Kreisen bekannt(er) zu machen, die der griechischen Sprache nicht (mehr) mächtig sind, ist hier in nahezu vollkommener Weise geglückt.

Diese im besten Sinne „divulgative“ Ader Becks kommt auch in seinen an eine breite Öffentlichkeit gerichteten „Gelegenheitsarbeiten“ zum Ausdruck, etwa in seinen Beiträgen für die Presse oder für das Bayerische Fernsehen, die sich heute kaum mehr vollständig dokumentieren lassen, in denen er sich aber immer wieder von neuem bemühte, auf einem allgemein verständlichen, aber trotzdem hohen Niveau um Sympathie für Byzanz und die Byzantiner (*amare noscentis est...*) zu werben.

Und in allem blieb Beck ein hervorragender, ein geistreich formulierender, ein begnadeter Stilist: Einem wissenschaftlichen Vortrag Becks folgen zu dürfen, war ein Vergnügen besonderer Art, gleichzeitig aber stets eine geistige Herausforderung, bei der man nicht nur profundes byzantinistisches Fachwissen, sondern auch eine gute Kenntnis der neueren Literatur (vor allem des 20. Jahrhunderts) mitbringen musste. Es ist müßig, aber vielleicht doch nicht ganz illegitim, sich die Frage zu stellen, was die Nachwelt von Beck zu erwarten gehabt hätte, wenn er sich nicht der Byzantinistik, sondern (vornehmlich) der Prosaliteratur, der Essayistik, der Schriftstellerei, zugewandt hätte – eine Neigung Becks, die in Byzantinistenkreisen wohl nicht sehr bekannt sein dürfte, vielleicht auch deswegen nicht, weil sich Beck dabei des Pseudonyms „Peter Hamann“ (Hamann ist bezeichnenderweise der Mädchenname seiner Gemahlin!) bediente, einer Neigung, der Beck vor allem in seinen jüngeren Jahren nachging und die etwa 1958 zu dem schmalen Bändchen „Saitenspiel des Daseins“ führte, zu dem Beck durch einen Aufenthalt in der Nähe Venedigs inspiriert wurde – womit wieder eine Art „Leitmotiv“, die Vorliebe Becks für Venedig (mit all den byzantinischen Traditionen der *Serenissima*), anklingt: Die letzten Worte in Becks „Abschied von Byzanz“ gelten der Romanfigur des kleinen venezianischen Hotelportiers Oreste Nava, eines «vecchio rimbabito», der in schmerzlicher Niedergeschlagenheit erkennt, dass ihm die Worte fehlen, um zu formulieren, was ihn bewegt.

Nun, es ließen sich gewiss viele („große“...) Worte finden, um zu versuchen, eine zusammenfassende Würdigung des großen Wissenschaftlers und Menschen Hans-Georg Beck zu formulieren. Im Sinne Becks wären sie gewiss nicht. Daher sei mit Worten des Schriftstellers „Peter Hamann“ aus dem „Saitenspiel des Daseins“ geschlossen, die zu einem Zeitpunkte geschrieben wurden, als Hans-Georg Beck noch nicht vor der verstummenden Resignation eines Oreste Nava stand und um die Harmonie, „die Einheit all dessen, was ist und nichts will“, um die „Lebenskunst“ rang: „Unser törichter, gelassener, bedürfnislo-

ser Lebenskünstler ... seufzt über die Arbeit, weil er nicht vergessen kann, dass sie aus dem Fluche geboren ist. Er ist nicht sehr moralisch, wenn die Moral nichts ist als die Zuflucht jener, denen nur noch die Tugend eingefallen ist. ... Er ist aufgelegt zur Verschwendung, weil er selbst sein Dasein einer verschwenderischen Liebe verdankt. Er ist kein Kluger, weil er ein Liebender ist, und in der Liebe eine überwältigende Torheit besser überzeugt als neunundneunzig Klugheiten. Er ist stolz auf seine Torheit, weil er sonst nichts hat, worauf er stolz sein könnte; und er liebt sie, weil sie die große Liebe lehrt. Er ist ein Kind Gottes. Nicht des Gottes der Philosophen, der am fernen Ende einer Kausalreihe steht; nicht des Gottes der Theologen, die Theologie mit Katechetik oder Homiletik, Dogmatik oder Exegese verwechseln. Seine Theologie ist der Hymnus; ja nicht einmal er, sondern nur das kleine zwecklose Lied ... Er singt es ohne Auftritt, nur dem Höchsten zu Ehren. Und er selbst hat sein stilles Vergnügen daran“.

Otto Kresten

Ein vollständiges Verzeichnis der Publikationen Hans-Georg Becks wurde unter dem Titel „Bibliographie Hans-Georg Beck“ (redigiert von Günter Prinzing unter Mitarbeit von Lars Hoffmann) von der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Byzantinisten veröffentlicht (Mainz 2000).